

## Zeitzeugen berichten

**Tham-Joachim von Pflugk, Jahrgang 1925**  
< Teil 3 >

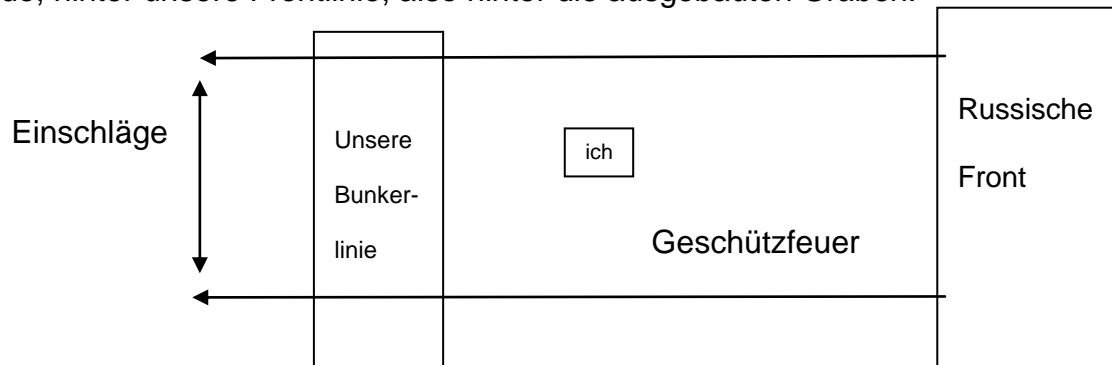
Vom Gut Wulkow kam ich direkt an die Front. Wir mussten nachts über ein freies Feld laufen und uns eingraben. Wir gruben unsere Schützenlöcher und, weil der Russe nicht weit von uns entfernt lag, machten wir einen hohen Wall vor unserem Schützenloch. Aus diesen vielen Schützenlöchern wurden nach und nach Schützengräben, die miteinander verbunden wurden. In diesen Gräben haben wir mehrere Wochen gelegen. Die russische Front war teilweise nur 30 – 40 m von

uns entfernt. Zur Bewaffnung hatten wir keine Karabiner mehr, sondern Sturmgewehre und Magazine mit 30 – 36 Schuss. Aus Blödsinn schossen wir im Takt, ohne etwas zu sehen. Das ärgerte die Russen. Gefährlich waren für uns die russischen Scharfschützen. In den vor uns aufgeschütteten Wall hatten wir kleine Sichtfenster gemacht, damit wir das Sturmgewehr hindurch stecken konnten. Die russischen Scharfschützen schossen durch unsere Öffnung, und wir konnten uns daher nur gebückt an diesen Sichtfenstern vorbei im Graben bewegen. Wir verloren einige Leute durch russische Scharfschützen, die uns durch die Sichtfenster beschossen.

Während wir in dieser Stellung waren, wurde von Pionieren, etwa 2 ½ km hinter uns, eine richtige Bunkeranlage mit Gräben gebaut, die durch Holzbalken und Drahtverhau gesichert war. Wir wurden dann in diese Anlage zurückgezogen. Das war sicherer und erfolgte kurz vor dem russischen Angriff. Unsere Führung wollte wissen, ob die Russen diesen Rückzug bemerkt hätten und darauf reagierten. Zu diesem Zweck wurde ich zu einem Spähtrupp (8 Mann) abkommandiert mit dem Auftrag, dies zu ergründen. Wir waren noch nicht ganz bis zu unseren alten Schützengräben vorgestoßen, als der russische Großangriff begann. Ich befand mich in der Höhe der alten Infanterie-Geschützstellung. Dort befand sich ein Loch von ca. 2 m Fläche und 50 cm Tiefe, in dem ein Geschütz gestanden hatte. Da erwischte es mich zweimal. Erst traf mich ein Granatsplitter in Daumengröße, der noch glühend heiß war, aber keine Kraft mehr hatte. Er blieb in meiner Unterhose stecken, brannte mir eine Wunde in das Hinterteil, fiel die Hosenbeine hindurch, verbrannte mir die Wade und blieb über den Gamaschen in der Uniformhose stecken. Der zweite Splitter war nur so groß wie eine Buschbohne, hatte aber so viel Kraft, dass er in mein Sprunggelenk eindrang und ich mich um die eigene Achse drehte, bevor ich hinfiel. Mein Gedanke war: Nur weg von hier! Kriechend erreichte ich zufällig das Schützenloch – sehen konnte ich es nicht, denn es war dunkel. In diesem Loch befand sich bereits ein Kamerad meines Spähtrupps. Da lagen wir nun und hatten Glück, dass wir nicht noch einmal getroffen wurden. Diese Situation ist mir heute immer noch gegenwärtig: Überall sprühen Funken und Feuer, alles stinkt nach Schwefel und Qualm. Man weiß gar nicht, was los ist, die Umgebung ist wie ein Inferno!

Oft habe ich geglaubt, dass ich den Krieg nicht überlebe. Aber in diesem Moment, in dem ich mitten im Inferno verletzt in einem Infanterie-Geschützloch lag, hatte ich plötzlich die innere Gewissheit, dass ich rauskomme aus diesem Schlamassel und den Krieg überstehen werde. Es war wie eine Eingebung.

Mein Kamerad und ich bemerkten, dass das Geschützfeuer nach hinten verlegt wurde, hinter unsere Frontlinie, also hinter die ausgebauten Gräben:



Dann sahen wir plötzlich Leuchtpurgeschosse, wussten daher, dass der Russe kommt und mussten weg aus dieser Falle. Wir bewegten uns zurück, aufrecht trotz meiner Verletzung in Richtung unserer ausgebauten Schützengräben. Das Problem war, dass wir durch den Stacheldraht mussten und Angst hatten, von den eigenen Leuten beschossen zu werden. Die aber waren gar nicht im Graben, sondern hatten vor dem russischen Artilleriefeuer Schutz in den Bunkern gesucht. Mein Kamerad und ich erreichten den Schützengraben und teilten uns, um den Kameraden in den einzelnen Bunkern zuzurufen, dass der Russe käme und sie den Graben besetzen müssten. Das war zu ihrem eigenen Schutz, denn wenn der Russe kommt und eine Handgranate in den Bunker schmeißt, wären alle tot gewesen. Ich lief in Richtung Kompanie-Gefechtsstand, wo ich die Verwundung feststellen konnte. Erst da bemerkte ich, wie stark verletzt ich war. Die Schmerzen hatte ich in der Aufregung gar nicht so wahrgenommen. Im Kompanie-Gefechtsstand sagten mir die Kameraden: „Du musst zurück!“ Die Verletzung war so schwer, dass ich nicht mehr kämpfen konnte. Ich sah das ein und machte mich humpelnd auf den Weg hinter die Front. Ca. 2 ½ km musste ich laufen, bis ich an eine Straße kam. Inzwischen wurde es hell, ich überquerte die Straße gerade noch rechtzeitig, bevor sie von den Russen unter Beschuss genommen wurde. Die Straße verlief parallel zur Front. Die russischen Soldaten waren also seitlich durchgebrochen. Hinter der Straße war ein offenes Feld.

Ich erreichte eine Flakstellung. Dort erhielt ich eine Hühnersuppe und wurde von den Kameraden weiter „bearbeitet“, zurückzugehen, was allerdings schwieriger wurde, weil das linke Bein mit dem verletzten Sprunggelenk immer dicker anschwell. Aber diese Verletzung hat mir das Leben gerettet. Ich brauchte nur noch ein kurzes Stück zu laufen und kam an eine Straße, auf der ein Meldewagen, ein offener VW, weiter nach hinten Richtung Westen fuhr. Der Melder, der Nachrichten von einem zum anderen Gefechtsstand bringen musste, nahm mich in seinem Wagen mit. An der Straße verteilt standen SS-Soldaten. Sie hätten jeden Flüchtenden sofort aufgehängt als Deserteur. Aber weil ich mein dick geschwollenes verletztes Bein hoch in die Luft hielt, wurden wir durchgewinkt bis zum Truppenverbandsplatz. Da atmete ich erst einmal tief durch. Ich erhielt eine Tetanusspritze, und erst dort auf dem Truppenverbandsplatz sah der Sanitäter, welcher Art meine Verletzungen waren. Ich wurde zum Hauptverbandsplatz transportiert.

Schlimme Erinnerungen erschüttern mich noch heute: Auf dem Hauptverbandsplatz sah ich einen Soldaten mit schweren Verbrennungen im Gesicht, alles war verbunden, nur die Augen und der Mund waren als Schlitze zu sehen. Er wollte so gern eine Zigarette rauchen, konnte sie aber mit den verbrannten Lippen nicht halten. Nun hatte ich in meiner Hosentasche eine einfache hölzerne Zigarettenspitze, die ich ihm anbot. Er war mir so unendlich dankbar dafür, dass es mir schon peinlich wurde. Die Ärzte hatten zwar weiße Kittel an, aber diese waren blutverschmiert. Entsetzen packte mich, als ich sah, dass Ärzte mit einer Säge herumliefen und Glieder absägten. Ich hatte so furchtbare Angstzustände, weil ich fürchtete, meinen Fuß zu verlieren. Auch der Geruch auf dem Platz war erdrückend. Aus der Marketenderware hatte ich ein Fläschchen 4711 zusammen mit Zigaretten erworben, weil man nicht nur die Zigaretten allein kaufen durfte, sondern außerdem immer noch andere Ware zusammen mit Zigaretten kaufen musste. Mir war nichts Besseres eingefallen, als dieses Eau de Cologne mitzunehmen. Nun tat es seine Dienste. Ich hielt mir das Fläschchen 4711 unter die Nase, weil ich sonst die Gerüche nicht hätte aushalten können.

Das alles geschah am 16. April 1945, dem Tag, an dem die russische Armee ihre Großoffensive Richtung Berlin startete.

Beim Hauptverbandsplatz sind wir am Abend des 16. April auf den Hänger eines Lastkraftwagens, der mit Stroh ausgelegt war, verladen worden. Dieser fuhr Richtung Berlin nach Bad Saarow. Die Fahrt war für mich sehr schmerzhaft, weil der Lkw über Schlaglöcher und unebene Stellen fahren musste. In Bad Saarow hielt der Lastkraftwagen ausgerechnet vor einem SS-Lazarett. Das war natürlich unangenehm, denn wenn der Russe kommt und findet uns in einem SS-Lazarett – wir kamen ja von der Ostfront -, wäre das für uns schlecht gewesen. Ein österreichischer Arzt sagte im Hinblick auf meine Brandwunden: „Jo, do hat er Glück g’habt“, und im Hinblick auf mein Sprunggelenk: „Jo, do hat er Pecht g’habt!“ Ich habe in dem SS-Lazarett nicht eine einzige Nacht geschlafen, sondern wurde dort nur von den SS-Ärzten untersucht. Dann mussten wir unsere Uniformen zur Entlausung abgeben. Ich hatte zwar nie eine Laus, aber das war Vorschrift. Ich stand also dort nur mit einem Nachthemd bekleidet, als der Lazarettzug (Güterwagen) vorfuhr und das Lazarett geräumt werden musste. Ich blieb erst einmal in meinem Bett, als alle rausliefen, die laufen konnten. Aber dann kontrollierte ein Krankenpfleger die Zimmer, fand mich und forderte mich auf, mich in den Zug zu begeben. Als ich ihm mitteilte, dass mein Zeug zur Entlausung war, kontrollierte er die geräumten Spinde, fand eine lange Unterhosen, einen Flakmantel und einen Pantoffel. Mit dieser Bekleidung betrat ich den Lazarettzug.

Wir waren 10 Tage unterwegs. Es soll – dem Hörsensagen nach – der letzte Zug gewesen sein, der aus Berlin herausgekommen ist. Wir wurden auch unterwegs beschossen. Die Lokomotive wurde von Fliegern zerschossen und wurde ausgewechselt. Wir mussten warten, bis eine neue Lokomotive kam. Etliche Male mussten wir raus aus dem Zug und Deckung vor den Fliegergeschützen suchen. Gott sei Dank, waren das Russen, die – ein wenig dumm – unseren Zug quer im rechten Winkel überflogen und die Waggonen beschossen. Wenn das Engländer gewesen wären, wären sie den Zug entlang geflogen und hätten rechts und links geschossen. Dann wären die Verluste viel größer gewesen.

Während dieser 10 Tage mit dem Zug wurden wir nicht ein einziges Mal verbunden, hatten nichts zu essen, nichts zu trinken. Der Zug hielt ab und zu, und die jungen Pimpfe kamen rein und fragten uns, ob noch jemand Munition hätte. Die Jungs wollten unbedingt an die Front!

Dennoch: Wir haben überlebt. Am 6. Mai trafen wir in Lunden bei Heide in Holstein ein. Dort kam ich das erste Mal in ein richtiges Lazarett und wurde das erste Mal wieder neu und richtig verbunden. Wir hatten zu essen, und ich werde es nie vergessen: Wir erhielten pudergezuckerten Zweiback und Jagdwurst. Das habe ich vor lauter Hunger in all diesem Gestank genossen. Normalerweise hätte ich bei solchen Gerüchen nichts essen können.

Am Abend des 6. Mai 1945 wurden wir in diesem Lazarett aufgeteilt. Man stufte mich als mittelschweren Fall ein, und so wurde ich mit einem offenen Pferdewagen zu dem sog. „Waldhaus“ transportiert. Im Waldhaus wurden wir spätabends von einem Flaksoldaten empfangen, der mich in ein Krankenzimmer im ersten Stock unterbrachte. Auf Knien und auf allen Vieren kroch ich die Treppen hoch. Das war katastrophal! Das Bett hatte keine frische Wäsche, es stank, ich musste aufs Klo, das Klo war aber unten, also musste ich die Treppen wieder runter und wieder rauf. Dennoch war dies für mich eine erholsame Zeit. An meinen Verwundungen konnte man nichts machen. Ich lag mehr oder weniger nur im Bett. Nach ein paar Wochen, nachdem das Bein etwas abgeschwollen war, wurde ich in die Volksschule verlegt. In der Volksschule haben sie mich operiert. Man konnte aber nur die ganz schlimmen Fälle röntgen, deswegen wurde ich nur auf Grund von Handbefühlungen operiert. Der Arzt sagte, ich hätte eine Ledereinsprengung im Sprunggelenk. Was man nicht wusste: Der Splitter hatte den Stiefel durchschlagen und ein Stück Leder mit in das Sprunggelenk an den Nerv geresst. Bei der Operation trennten die Ärzte das Stück Leder von dem Nerv. Aber der Splitter steckte ja im Knochen. Weil das nicht geröntgt werden konnte, wurde das nicht entdeckt. Erst 1949 ergab eine Untersuchung, dass ich einen Splitter im Sprunggelenk hatte.

Und dann war der Krieg zu Ende. Nun mussten wir nur noch unser Überleben organisieren.

Bearbeitet von: Ute Mielow-Weidmann